

Am Abgrund einer alten Welt

Die bürgerliche Moderne ist unhaltbar geworden: Wer von ihren Idealen etwas retten will, darf davor die Augen nicht verschließen.

Von Ingolfur Blühdorn

Um Fridays for Future ist es ruhig geworden; die Letzte Generation stößt auf Unverständnis. Die Klimakrise und die sozial-ökologische Wende sind in der öffentlichen Debatte in den Hintergrund getreten, Postwachstumsbewegungen scheinen vergessen. Selbst junge Menschen orientieren sich vermehrt zu konservativen und rechten Parteien. Die Sicherung und die Verteidigung des Wohlstands sind gegenüber Themen der sozial-ökologischen Transformation prioritär.

Doch die umfassende Krise, die noch unlängst so viele Aktivisten auf die Straße gebracht hatte – Umwelt, Klima, Demokratie –, ist nicht verfliegen. Der Abgrund, vor dem António Guterres anlässlich der UN-Vollversammlung 2021 so eindringlich gewarnt hatte, hat sich nicht geschlossen. Vielmehr sind die Extremwetter, die Migrationsproblematik, die soziale Spaltung und all das, was Begriffe wie Polykrise oder Gesellschaft der Nicht-Nachhaltigkeit sonst noch erfassen, konkreter denn je. Warum entfaltet der Abgrund nicht den erwarteten Schrecken? Worin genau besteht er überhaupt?

Für Klimaforscher und Umweltbewegungen liegt dieser Abgrund im drohenden Untergang der Menschheit und der Unbewohnbarkeit einer überhitzten Erde. Unmittelbarer akut ist aber ein anderer Untergang: der der Gewissheiten, die gerade progressiver Politik über Jahrzehnte Orientierung gegeben haben. Zu ihnen gehört: (1) Die ökologische Krise und der Klimawandel sind die größte und drängendste Herausforderung der Menschheit. (2) Die Demokratie ist die größte politische Errungenschaft moderner Gesellschaften. Wir müssen sie verteidigen, denn sie ist immer prekär. (3) Für eine sozial-ökologische Transformation ist die weitere Demokratisierung der Demokratie das aussichtsreichste Mittel. (4) Die sozialen Bewegungen und ihre zivilgesellschaftlichen Organisationen sind die Pioniere dieser Transformation.

Diese Annahmen hat die sich als progressiv verstehende Öffentlichkeit seit dem öko-emanzipatorischen Aufbruch der 1970er-Jahre fest verinnerlicht. Doch heute sind sie zumindest zweifelhaft und womöglich falsch. Das ist ein zutiefst verunsichernder Verdacht, so verunsichernd, dass auch die Sozialwissenschaften sich kaum trauen, ihm ernsthaft nachzugehen.

Besonders hart trifft das die grünen Bewegungen. Seit der stillen Revolution der Siebzigerjahre hatten sie schrittweise die progressiven Werte und demokratischen Gestaltungsansprüche durchgesetzt, deren Unerfüllbarkeit heute offenbar wird – und zum Zündstoff für die rechtspopulistische Revolte. Klima- und Umweltaktivisten reagieren auf diese Erfahrung, indem sie ihre Kampagne noch einmal verstärken. Mit Nachdruck verteidigen sie, was Erhard Eppler einst die Machbarkeit des Notwendigen nannte, den Glauben an die mündigen Bürger, an die gute Zivilgesellschaft und die kollektive Gestaltbarkeit der Zukunft. Sie bekräftigen die Forderung nach echter Demokratisierung und insistieren, dass die Daten der Klimawissenschaft nun einmal objektiv und die ökologischen Probleme nicht wegzureden seien. Es müsse gehandelt werden, sofort.

Wie die Demokratie die Nicht-Nachhaltigkeit stabilisiert

Dabei übergehen sie allerdings mindestens dreierlei: Erstens zeigen die wissenschaftlichen Daten keine objektiven Probleme, sondern ihre Bewertung bleibt eine Frage gesellschaftlicher Normen und politischer Prioritätensetzung. Zweitens bietet die Ausweitung und Vertiefung demokratischer Rechte kaum mehr eine plausible Perspektive für eine effektivere Nachhaltigkeitspolitik. Unter Bedingungen hoher gesellschaftlicher Differenzierung, Komplexität, Beschleunigung, Pluralisierung und Ungleichheit führt sie eher in eine öko-politische Blockade, eine Art ökologische Unregierbarkeit. Jeder fordert für sich Konzessionen, und so stabilisiert die Demokratie die Nicht-Nachhaltigkeit. Und vielleicht am schlimmsten: Ohne, dass sie dies bemerkt oder gar intendiert hätten, haben die öko-emanzipatorischen Bewegungen – etwa durch ihre Suche nach authentischer Selbstverwirklichung – erheblich dazu beigetragen, dass die Voraussetzungen, auf denen der Glaube an die demokratische Transformation zur Nachhaltigkeit beruhte, heute immer weniger erfüllt sind.

Das ist eine traumatische Erkenntnis, zumal nach dem Projekt der Demokratisierung der Demokratie keine Aussicht auf eine andere politische Form besteht,

die nachhaltigkeitspolitisch erfolgversprechender wäre; insbesondere keine, die auch die emanzipatorischen Werte der Selbstbestimmung bedient.

Für Konservative scheint die Lage einfacher. Erleichtert diagnostizieren einige das „Ende der grünen Hegemonie“, der „Macht der Minderheit“, und hoffen auf eine Rückkehr zum wachstumsbasierten, demokratischen Kapitalismus. Das war ein bürgerlicher Kapitalismus, der an die Vereinbarkeit bürgerlicher und kapitalistischer Werte glaubte. Doch abgesehen davon, dass es eine grüne Hegemonie im behaupteten Sinne nie gegeben hat – hegemonial war vielmehr der Neoliberalismus –, übersehen solche Hoffnungen erstens, dass dieser Rückweg versperrt ist. Denn der Wachstumskapitalismus beruhte auf Grundlagen, nicht zuletzt fossilen, die heute ausgezehrt sind. Zweitens übersieht diese Hoffnung, dass die öko-emanzipatorischen Bewegungen letztlich dieselben bürgerlich-humanistischen Werte vertrauen, an die auch Konservative glauben. Und hinter dem Ende der angeblichen grünen Hegemonie steht in Wahrheit das Ende der bürgerlichen Moderne und des westlichen Selbstverständnisses. Das bedeutet nicht, dass der Kapitalismus zusammenbricht, wohl aber, dass es für die Ideale der Selbstbestimmung, der offenen Gesellschaft, universeller Menschenrechte und der befriedeten Weltgesellschaft enger wird. Der Kapitalismus wird in der Spätmoderne oligarchisch und autoritär.

Die ganze Debatte steckt in vagen Formeln fest

Beunruhigt mobilisieren Konservative wie ihre vermeintlichen Gegner daher für die Verteidigung der Demokratie. Aber deren Krise hat strukturelle Ursachen. Sie lässt sich durch Großdemonstrationen ebenso wenig bewältigen wie die Klimakrise durch Appelle zum entschiedenen Handeln. Solche Demonstrationen zeigen nicht eine plötzliche Wiederherstellung der für die Demokratie unerlässlichen Voraussetzungen und auch nicht die Wiederentdeckung von egalitären, redistributiven und inklusiven Werten. Eher sind sie wohl Ausdruck des Bemühens, die Privilegien und die Berechenbarkeit zu sichern, die die Demokratie für viele geschaffen hat. Und sie artikulieren die Angst vor der Rache derer, die sich bisher vergessen fühlten und sich auch in Zukunft nichts mehr von der Demokratie versprechen.

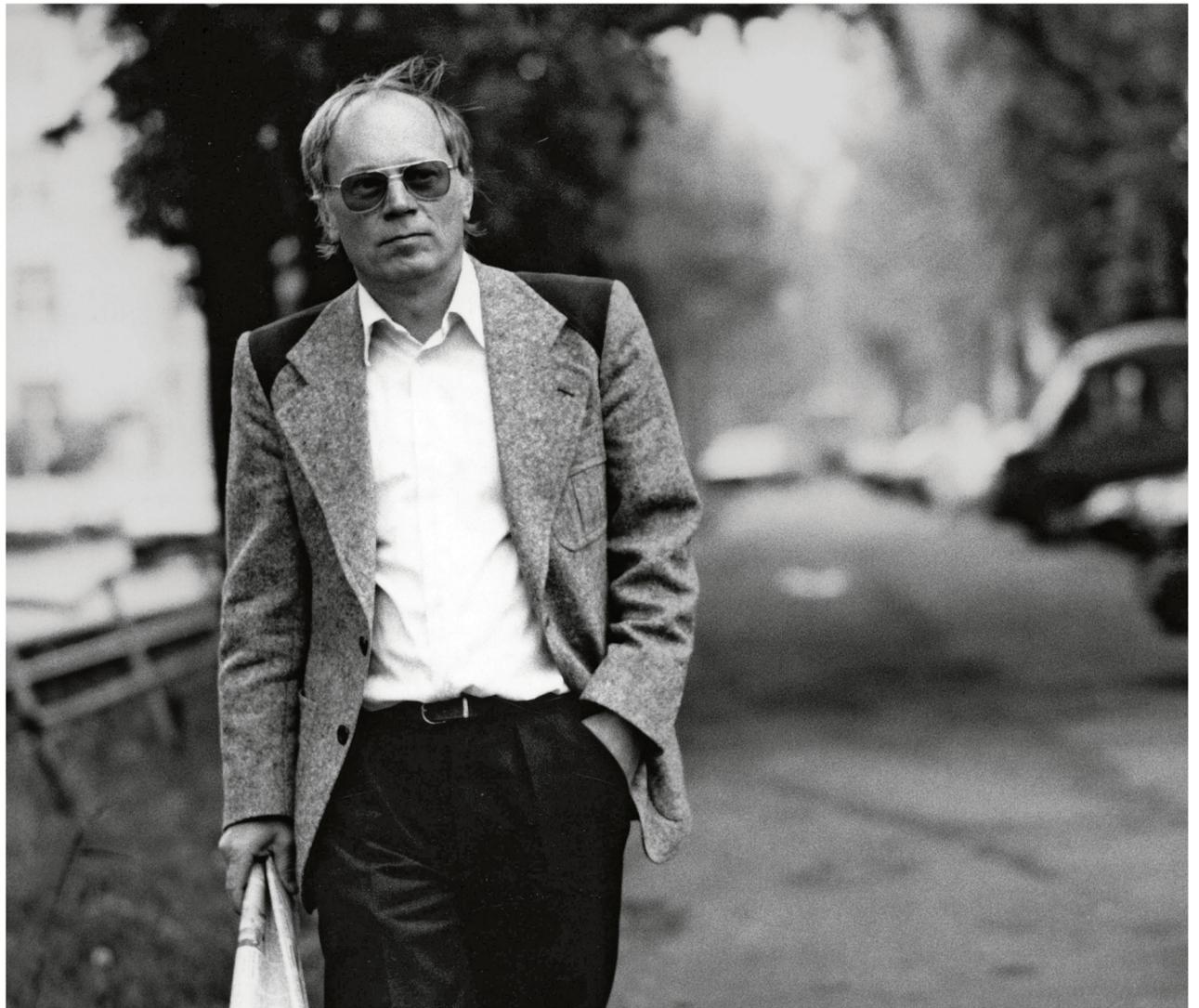
Die Krise, mit der spätmoderne Gesellschaften es zu tun haben, liegt also in der doppelten Unhaltbarkeit der bestehenden Ordnung der Nicht-Nachhaltigkeit einerseits und des öko-emanzipatorischen Reparaturprojekts andererseits. Sowohl die Demokratisierungs- als auch die Ökologisierungshoffnung der Bewegungen ist zerplatzt. Damit wird aber die Ordnung der Nicht-Nachhaltigkeit nicht plötzlich wieder haltbar. Vielmehr ist auch das Projekt der Konservativen und die bürgerliche Moderne erschöpft. Genau das ist der Abgrund. Mit unhaltbaren Narrativen versuchen Grüne und Konservative ihn zu überdecken.

Das Traumatische dieser Konstellation zu erfassen, wäre die große Aufgabe der Zeit. Einstweilen steckt die Debatte aber noch in vagen Formeln fest. Die Welt sei in Aufruhr, der Kapitalismus am Limit, die Zukunft verkauft und die Demokratie in der Dämmerung. Flankiert werden solche Diagnosen von unbegründeten, die Krise möglicherweise noch verschärfenden, weil Enttäuschungen nach sich ziehenden Versprechen, dass wir auch anders könnten und eine demokratische Revolution das Blatt noch wenden könne. Wer aber verstehen will, welche nächste Gesellschaft sich vor unseren Augen entfaltet, muss über solche Formeln und die modernistischen Werte, die ihnen zugrunde liegen, hinausgehen.

Ist der einzige Weg vielleicht, möglichst nüchtern zu artikulieren, dass die Demokratie sich in der Spätmoderne überlebt hat, anachronistisch wird und sich auch nicht wiederherstellen lässt? Wer sich bisher als progressiv verstand und gestalten wollte, wird diesen Gedanken zutiefst reaktionär finden. Bestimmte Formen der Demokratie mögen sich überlebt haben, aber gilt das auch für die Demokratie insgesamt? Einen Rückweg zu den Glaubenssätzen, die bisher Orientierung gaben, gibt es jedenfalls nicht. Das bürgerliche Verteidigen der etablierten Demokratie gießt womöglich nur Öl ins Feuer derer, die von ihr enttäuscht sind, gegen ihre Institutionen rebellieren und damit endgültig den Weg für die Herrschaft der Stärksten frei machen.

António Guterres hatte schon recht: Wir stehen am Abgrund. Eine Welt geht unter, es entfaltet sich eine neue, jenseits modernistischer Werte. Die Gestaltung dieser nächsten Moderne darf man, wenn man von den Idealen der verblissenden Bewegungen – etwa durch ihre Suche nach authentischer Selbstverwirklichung – erheblich dazu beigetragen, dass die Voraussetzungen, auf denen der Glaube an die demokratische Transformation zur Nachhaltigkeit beruhte, heute immer weniger erfüllt sind.

Ingolfur Blühdorn ist Professor an der Wirtschaftsuniversität Wien sowie Leiter des dortigen Instituts für Gesellschaftswandel und Nachhaltigkeit. Zuletzt erschien von ihm „Unhaltbarkeit – Auf dem Weg in eine andere Moderne“ (Suhrkamp)



Streng in seinem Sinn für Form, fein in seinem Gespür für Klang: der Dichter Uwe Grüning (1942 bis 2024), hier im Jahr 1991

Foto Brigitte Friedrich/Laif

Du sinkender Reichtum des Sommers

Wolfgang Rihms letzter Dichter: Zum Tod des Lyrikers, Romanciers und Politikers Uwe Grüning

Sommerliche Verse des Abschieds gehören zu den letzten, die Wolfgang Rihm vor seinem Tod vertont hat: „Der Sommer verrät schon das Land. / Die Mühlenflügel / stehen still wie mein Schicksal. / Jeder Spiegel bleibt blicklos. / Die Augen regen sich nicht. // Alles / scheint ohne Gewalt / und wird / unendlich leicht / wie mein Leben“. Die zehn Zeilen tragen die Überschrift „Überwundene Zeit“.

Der Komponist wusste, wie schwer krank er war, als er diesen Versen seine warme, freundliche Musik schenkte. Und er wusste, was der Titel meinte: Hier war nicht ein begrenzter Zeitabschnitt im Leben hinter sich gelassen worden, hier war die Zeit als solche überwunden. „Die Mühlenflügel stehen still wie mein Schicksal“ – das hieß: Der Sprechende hat das Zeitliche gesegnet, wie Rihm mit seiner gelöstem, aller Härte und Bitterkeit entholdenen Musik das Zeitliche segnete.

Das Gedicht entstammte dem 2005 erschienenen Band „Bienenkönigin Zeit“ von Uwe Grüning, auf den Rihm erst spät gestoßen war. Damals, Ende März 2022, schrieb er in der für ihn relativ neuen Form einer Whatsapp-Nachricht: „Nun lese ich schon den ganzen Morgen die wunderbaren Gedichte von Uwe Grüning, immer wieder und wieder. Ich glaube, sie nehmen mich in die Pflicht, wieder mit dem Komponieren zu beginnen ... wird immer mehr und nur noch diesen Gedichten folgen. Wohin das wohl führt?“

Der Dichter, am 16. Januar 1942 in Pabianice bei Łódź geboren, hatte Rihm recht genau zehn Jahre voraus. Grüning war studierter Fertigungstechniker, ein

Wissenschaftler und promovierter Ingenieur in Ilmenau und Jena gewesen, der aber schon früh mit dem Schreiben von Lyrik begonnen hatte. Erich Arendt und Peter Huchel standen ihm als Mentoren zur Seite. Huchel feilte mit unendlicher Geduld, wie Grüning berichtete, an dessen Gedichten und überließ ihm sein Haus in Wilhelmshorst, als er 1971 in den Westen ging. Grünings erster Lyrikband, „Fahrtmorgen im Dezember“, 1977 erschienen, ist seiner theologisch komplexen Bezüge, seiner sprachlichen Strenge und der kubistischen Holzschnitte von Valentin Rothmalen wegen eine der besonderen Kostbarkeiten, die in der DDR erschienen sind.

Wenig später folgten Grünings erste Erzählungen und der Roman „Auf der Wyborger Seite“ über einen empathischen und gebildeten Bibliothekar, der sich auch durch eine starke Liebesbeziehung zu einer verheirateten Frau nicht dazu bewegen lässt, seine Routinen zu durchbrechen. Ein Lebensthema Grünings war damit angeschlagen: dass man zum Sklaven seines Glücks wird, wenn man ihm nachstrebt und Erfüllung sucht. Das Paradox der Erfüllung fasste er noch spät in den Vers: „In ihrer Fessel stirbt, was du geliebt“.

Dass in der Entsagung der Gewinn von Freiheit und die Bewahrung der Liebe liegen können, hat Grüning – oft in der Auseinandersetzung mit der Literatur von Iwan Gontscharow und Iwan Turgenjew, die er außerordentlich schätzte – immer wieder beleuchtet und durchgearbeitet. Als Essayist suchte er häufig über die Zeiten hinweg den Dialog mit diesen Au-

toren, aber auch mit Johannes Bobrowski, Adalbert Stifter oder Henry James.

Über die Landschaften der Kindheit schrieb Grüning einmal in einer Prosami-niatur, worin er zu besonderer Meisterschaft gelangt war, dass sie nur dann groß blieben, wenn man sie rechtzeitig ver-lasse. Über Landschaft hat Grüning in „Laubgehölz im November“ und dem späten Band „Unzeitige Heimkehr“ immer wieder nachgedacht: „Landschaften sind selten, doch niemals gleichbleibend schön allein aus sich selber. Sie bedürfen des beglückenden Augenblicks, eines Frühjahrsleuchtens, eines sinkenden Widerscheins, eines erfüllten Gefangenseins in Wehmut oder Erwartung. Tritt die Erinnerung nicht hinzu oder eine empfundene Verwandtschaft mit dem eigenen Dasein, so bleiben sie seellos“.

Schon sein letzter Roman, „Der Weg nach Leinungen“, hatte sich dichterisch-spekulativ mit dem Phänomen beschäftigt, dass sich Orte und Landschaften mit dem, was sie uns bedeuten, nicht auf Landkarten verzeichnen und auf bekannten Wegen erreichen lassen. Unmittelbar nach dessen Veröffentlichung brach die DDR zusammen, und Grüning, der die Literatur mit unerhörter handwerklicher Selbstkritik betrieben hatte, betrieb mit gleicher Strenge fortan Politik: unter anderem als bildungspolitischer Sprecher der CDU im Sächsischen Landtag und später als Präsident der sächsischen Landesmedienanstalt in Leipzig.

Politik und Kunst zu vermengen, stieß ihn ab. Dass der Reclam-Verlag in Stuttgart nach der Wiedervereinigung die Anthologie „Die Sonnenuhr“ mit tsche-

chischer Lyrik aus tausend Jahren, die Grüning gemeinsam mit seiner Frau, der Theologin Barbara Grüning, und dem tschechischen Dichter Ludvík Kundera zusammengestellt hatte, neu herausgab, dabei jedoch, wo es nur möglich war, alle Übertragungen von Grüning durch solche des im Westen aufgrund einer politisch motivierten Emigration bekannteren Reiner Kunze ersetzte, hat ihn verbittert. Nicht, weil er Kunze nicht aufrichtig schätzte, sondern weil hier ohne ästhetische Prüfung politische Dissidenz als Marketinginstrument eingesetzt wurde.

Grüning war aufgrund seiner eigenen Lyrik ein Nachdichter von Rang. Afanasi Fet, Anna Achmatowa, Ossip Mandelstam, aber auch Thomas Hardy hat er mit atembrauder Perfektion und Präzision, mit Formsinn und Klangsinn ins Deutsche übertragen, dazu das „Lob der Frauen“ von Guillaume de Machaut, einem der wichtigsten französischen Komponisten und Dichter des 14. Jahrhunderts. Diese zweisprachige Ausgabe von 1987 samt Bildminiaturen der Entstehungszeit wurde erneut eine buchgestalterische Kostbarkeit in der späten DDR.

Rihm schloss seinen wahrscheinlich letzten Liederkreis mit Grünings zweizeiligem Gedicht „Unzeitige Einsicht“ ab: „Jetzt erkenne ich dich ganz, du sinkender Reichtum des Sommers! / Du erschauert erst dein Glück, wenn es dich scheidend verlässt“. Wie jetzt bekannt wurde, ist Uwe Grüning, der zuletzt im vogtländischen Neumark lebte, mitten im Sommer, vier Tage vor Wolfgang Rihm, am 23. Juli gestorben. Er wurde 82 Jahre alt. JAN BRACHMANN

Was gibt's da zu sehen?

Nogger dir einen

Olympisch Kurioses: Beach-Volleyball



eine obsoletere Frage. Gerade laufen die Wettkämpfe wieder, nach Geschlechtern getrennt natürlich, wobei ein Zuschalten aus niederen Beweggründen mittlerweile deswegen ausscheidet, weil die Frauen, statt wie früher Bikini, jetzt auch Shorts und T-Shirts anhaben. Ohnehin ist beim Beach- wie beim klassischen Volleyball vergleichsweise wenig einzusehen, warum Frauen und Männer nicht zusammen und gegeneinander sollten spielen können, denn die körperlichen Anforderungen liegen hier anderswo als in reiner Kraft oder reiner Schnelligkeit, womit keineswegs gesagt sein soll, dass man davon gerade auf Sand nicht besonders viel gebrauchen kann – wer je Fangen oder Räuber und Gendarm am Strand gespielt hat, weiß, dass das dort erheblich anstrengender ist als auf einem Untergrund, der nicht nachgibt, und man schon nach wenigen Minuten aus der Puste ist. Auch wenn der Sand nicht zwingend einem Strand entnommen sein muss, so liefert schon die gedankliche und in der Bezeichnung ja auch konkret eingelöste Verbindung mit *beach* dem Verfechter gleichbleibend akkurater Wett-kampfbedingungen die Handhabe, diese Disziplin nicht ganz so ernst zu nehmen wie, sagen wir, den 100-Meter-Lauf auf der

Tartan-Bahn, mit Foto-Finish und allen Schikanen, wobei beim Beach-Volleyball getrennt natürlich, wobei ein Zuschalten zum Einsatz kommt. Doch schon in Echtzeit vermag man so etwas wie eine Hitze des Gefechts, gar Spannung nicht immer auszumachen. Strand verträgt sich nun mal nicht mit harter, seriöser Arbeit, auch wenn die Regeln im Prinzip die sind, die auf dem harten Boden (der Tatsachen) gelten, nur ein wenig, dem Sand geschuldet, reduziert wie vor allem, und darin besteht der größte Unterschied zum herkömmlichen Volleyball, die Zahl der Mitspieler: Auf jeder Seite sind es nur zwei. Anders als im Fußball ist Handspiel nicht nur erlaubt, sondern erwünscht, obwohl auch alle anderen Körperteile benutzt werden dürfen, was den Eindruck einer irregulären Toberei, nahe am eigentlichen Müßiggang, noch verstärkt. *Like ice in the sunshine* . . . – selbst in den Medaillenrängen haftet diesem Sport etwas von Freizeitspaß und Übermut geradezu penetrant an, auch wenn die „Athleten“ in den einminütigen Pausen nach Seitenwechsel kein Langnese-Eis schlecken, genauso wenig, wie es zutrifft, dass dieser Sport von den Beach Boys erfunden wurde. Es hätte nur so gut gepasst. EDO REENTS